

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1926

20.6.1926 (No. 25)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

15. Jahrg. No 25



20. Juni 1926

Adolf Hoek / Josef Martin Kraus.

Zum 170. Geburtstag 1756, 20. Juni 1926.

Als man am 27. Januar d. J., dem höchsten Feiertag im musikalischen Weltkalender, den 170. Geburtstag des großen Salzburger, Wolfgang Amadeus Mozart, in aller Welt feierte, da war es wohl wenigen aus der Zahl der künftigen Musikchronisten bewußt, daß zu der gleichen Zeit auch unsere engere badische Heimat den 170. Geburtstag eines badischen Mozarts „Josef Martin Kraus“ begehen konnte.

„Schade um den Mann, wie um Mozart; sie waren beide noch so jung.“ Das war ein schmerzvoller Ausruf Haydns, der beide Komponisten gleich hochschätzte und liebte.

Der Zufall spielte mir im September vorigen Jahres einen Aufsatz von Emil Baader, dem Schriftleiter der Heimatblätter für das badische Frankenland, in Buchen in die Hand mit der Überschrift:

„Ein vergessener Musikant aus Baden.
Josef Martin Kraus.“

Als alter Vereinschronist des Instrumental-Vereins Karlsruhe und besonderer Freund und Liebhaber für gute, alte Musik erregte diese Abhandlung mein größtes Interesse. Ich setzte mich sofort mit Herrn Baader in Verbindung, der mir als besten Kraus-Forscher Karl Friedrich Schreiber, Privatgelehrter, ein weitläufiger Verwandter von Kraus, in Bad Soden o. Taunus nannte.

Im Einverständnis mit beiden Herren, lasse ich deren Forschungsergebnisse teils im Vorklaut, teils auszugsweise folgen. Am Wohnhaus von Hauptlehrer a. D. Karl Trunzer, dem verdienstvollen Leiter des weiterhin zu hohem Ansehen gelangten „Buchenener Heimat-Museum“, befindet sich eine Gedenktafel folgenden Inhalts:

„In diesem Hause verbrachte der berühmte Komponist, väterliche schwedische Hofkapellmeister Josef Martin Kraus, geboren am 20. Juni 1756 zu Miltenberg, gestorben am 18. Dezember 1792 in Stockholm, seine Jugendjahre.“

Josef Martin Kraus, ein bedeutender deutscher Komponist, ist den Deutschen aber fast unbekannt geblieben. Nur der selbstlosen hingebenden Erforschung der Kraus'schen Werke durch Karl Friedrich Schreiber ist es zu danken, daß das außerordentlich wertvolle und reiche Notenmaterial den deutschen Bibliotheken übermittelt wurde.

Im großelterlichen Hause zu Miltenberg am Main, „am Wochenmarkt Nr. 341“ kam der kleine Josef am 20. Juni 1756 zur Welt. Sein Vater Josef Bernhard Kraus, Gastwirts- und Branntweinbesitzersohn aus dem nahegelegenen Dörschen Weisbach, war mit der Tochter Anna Dorothea des Kirchenbaumeisters und Stadt-Senators Martin Schmidt verheiratet und wurde 1759 Amtskeller in Oberburken, 1761 in Buchen, 1778 in Königstein (Taunus) und 1783 Amtmann und Oberamtsassessor in Amorbach.

Mit 5 Jahren schon kam der kleine Josef zur Lateinschule in Buchen, erhielt nebenbei Klavier- und Violinunterricht und spielte bereits mit 8 oder 9 Jahren beim Vortrag eines Orgeltrios in der Stadtkirche die erste Violinstimme. Nachdem er, 12jährig, in der Stadtkirche die erste Violinstimme. Nachdem er, 12jährig, ins Internat des Mannheimer Jesuiten-Gymnasiums und Musikseminars aufgenommen worden war, wurde er bald „die

Zierde der studierenden Jugend“ (Professor Klein an Kraus' Eltern), und als der 7 Jahre ältere Theologiestudent, Klavier- und Orgelvirtuose Georg Jos. Vogler zu ihm ins Seminar kam, „eiferte er heimlich mit ihm und komponierte nach dessen Austritt ein Konzert à deux violins, welches er mit einem anderen Eleven mit vieler Approbation in der Kirche spielte“ (Expater Kied an Kraus' Bruder Aloys).

Im Jahre 1773 studierte der junge Kraus in Mainz Philosophie, 1774–75 in Erfurt Jurisprudenz, und da sein Vater wünschte, daß er als ältester Sohn sein Mitelher und Amtsnachfolger werden sollte, ging er im Jahre 1776 nach Göttingen, um sich in der Rechtswissenschaft noch zu vervollkommen. Er belegte und besuchte auch die wichtigsten Kollegien, nahm aber bald auch Universal- und Kunstgeschichte und 5 Sprachen hinzu. Hier befreundete er sich aufs innigste mit dem Theologiekandidaten Friedr. Sahn, dem Mitbegründer des „Sainbund“, wurde in diesen eingeführt und ein eifriger Klopstock-Verehrer. Er lernte die Bundesmitglieder Graf Leopold Stollberg und Mathias Claudius bei deren Durchreise kennen und setzte verschiedene Lieder des letzteren in Musik. Daß Kraus der Musik bereits mit Leidenschaft ergeben war, beweisen 2 Briefe an seine Angehörigen vom April und Dezember 1777 (Bezirksmuseum Buchen), worin er seine fertigen Kompositionen aufzählte, und ein polemisches Schriftchen: „Etwas von und über Musik fürs Jahr 1777“, das er 1778 bei Eichenbergs Erben in Frankfurt am Main anonym herausgab.

Inzwischen war aber auch ein Ereignis eingetreten, das für Kraus' ferneren Schicksalweg entscheidend werden sollte. Er hatte sich in der Göttinger Musenhadt auch mit einem schwedischen Studenten namens Stridsberg befreundet, und dieser muß ihm wohl gar viel von glänzenden Musikverhältnissen am schwedischen Hofe vorgegaukelt und eine große Sehnsucht nach dem Lande der Schweden in ihm erweckt haben. Er lernte auf einmal „Schwedisch auf Mord“ und schreibt eine schwedische Oper (Aïre), wozu ihm Freund Stridsberg den Text verfaßt. Seinen Eltern schreibt er, er habe die akademischen Studien satt bis an den Hals und bestrachte die Musik jetzt als die Hauptsache. Alle elterlichen Ermahnungen konnten nichts mehr fruchten; sein Entschluß war gefaßt, und nach endlich erfolgter Einwilligung verließ Kraus Ende April 1778 Göttingen, um am 3. Juni mit Stridsberg in Schwedens Hauptstadt zu landen.

Hier in Stockholm mußte nun Kraus erst 3 der bittersten Jahre seines Lebens zubringen, bis er schließlich das erstrebte und so lange erkämpfte Ziel: Anerkennung und Bestallung, finden konnte. Erst nachdem er in dem neuernannten Kgl. Theaterchef, Grafen Fersen, einen vielvermögenden Gönner gewonnen hatte, erhielt er mit des Königs Approbation den Auftrag, Stellvertreter „Proserpina“ in Musik zu setzen. Am 29. November 1780 wurde er als Mitglied in die Kgl. Musikalische Akademie aufgenommen, und anfangs Juni 1781 konnte die Oper unter seiner Leitung im Lustschloße zu Ulfsdal aufgeführt werden. Der zufriedengestellte König Gustav III. ernannte daraufhin Kraus zu seinem zweiten Kapellmeister mit 300 Dukaten Jahresbesoldung und der Bestimmung, daß er sobald als möglich auf des Königs

Kosten eine längere Studienreise ins Ausland unternehmen sollte, um die Verhältnisse bei den großen Theatern und Konservatorien zu erforschen; denn laut Kontrakt sollte er nach seiner Rückkehr Leiter der Musikakademie werden, den theoretischen Unterricht erteilen und für die Oper geeignete Solokräfte heranzubilden.

Endlich am 7. Oktober 1782 konnte Kraus die Auslandsreise antreten. Zuerst besuchte er die tonangebenden Musikstädte in Deutschland und seine Angehörigen, sodann (1. April 1783) Wien, wo er über ein halbes Jahr in anregendem Verkehr mit Gluck, Haydn, Albrechtsberger, Vanhall und anderen zubrachte. Gluck äußerte sich seinem Schüler Salieri gegenüber lobend über Kraus' „großen Stil“, und Haydn, dem Kraus seine in Wien gesehete G-moll-Sinfonie verehrt hatte, führte sie mit seiner Esterhazy-Kapelle auf und bemerkte viele Jahre später zu Kraus' Biographen Silberstolpe, daß er sie zum Andenken aufbewahre an eines der größten Genies, die er je gekannt habe.

Von Wien kam Kraus über Venedig nach Bologna, um den berühmten Musiktheoretiker Pater Martini und die dortige Musikakademie kennen zu lernen und mußte sich für Martinis Porträtsammlung malen lassen (Original jetzt im Buchener Bezirksmuseum). Bis Mitte Januar 1784 hielt er sich in Rom auf, kam dann nach Neapel und über Livorno und Marseille am 21. Juni nach Paris, wo er auf seines Königs Geheiß die „Intermède“ zu Molières „Amphitryon“ und außerdem verschiedene prächtige Sonaten und Sinfonien (wahrscheinlich auch seine bedeutendste: die Es-dur-Sinfonie) schrieb, an seiner bereits in Stockholm halbvollendeten großen Oper „Aeneas in Carthago“ weiter arbeitete und über Piccinis gleichstimmige Oper „Didon“ einen ausführlich abhandelnden Musikbrief an seinen väterlichen Freund und einstigen Literaturlehrer, Geheimrat Klein in Mannheim richtete, den dieser im „Pfälzischen Museum“ veröffentlichte. Erst im Sommer 1786 verließ Kraus Paris, nahm im September von seinen geliebten Angehörigen in Amorbach Abschied (es sollte einer für immer werden), und auf der kürzesten Route sodann kam Kraus Ende des Jahres nach Stockholm zurück, „vollkommen ausgebildet sowohl als Mensch wie als Künstler — und in seiner Seele frisch und glücklich (Silberstolpe).

Hier hatte Kraus eine neue Theaterdirektion (Oberintendant von Armfelt) vorgeschlagen, die ihm zuerst nicht wohlwollte und bereits Abbé Vogler engagiert hatte, welcher die von Kraus vorbereitete und diesem zugeordnete Stellung nun selbst einnahm. Schließlich klärte sich aber die Situation zugunsten von Kraus. Nachdem der bejahrte 1. Kapellmeister Uttini in Ruhestand versetzt worden war, Vogler seinen Kontrakt gebrochen und ohne Erlaubnis in den Provinzen herumkonzertierte, wurde Kraus im Januar 1788 von der kgl. Musikalischen Akademie nebenberuflich zum Direktor derselben und am 18. Februar vom König zum alleinigen Hofkapellmeister und Opernleiter ernannt mit verdoppelter Besoldung.

Gegen Ende 1791 stellten sich bei Kraus häufige und schwere Unpäßlichkeiten ein als Folge einer langwierigen Tuberkulose; trotzdem komponierte er noch nach dem durch das Andarström-Attentat verschuldeten Tode des Königs (29. März 1792) zur Aufbahrungsfest die bedeutende Trauersinfonie und zur Beisehung die große Trauerkantate, seine letzte Arbeit. Am 30. November schreibt er zum letztenmal an seine Eltern und seine innig geliebte Schwester Marianne. Er ist dauernd ans Zimmer gefesselt.

E. Wahle / Der frühgermanische

Der Mühseligkeit des Fortbildungsschulhauptlehrers Hans Krämer in Jöhlingen bei Durlach verdankt die staatliche Denkmalspflege die Kenntnis von Funden, welche beim Rigolen von Ackerland auf dem Nebelsberge der Gemarkung Jöhlingen in dem vergangenen Winter zufällig zutage traten. Sie seien in nachfolgendem beschrieben und in ihrer ortsgeschichtlichen Bedeutung gewürdigt. Wenn sie den Freunden der Heimatgeschichte in Jöhlingen den Dank der Forschung vermitteln und darüber hinaus allen Lesern dieser Zeitung die Anregung geben, etwaige ähnliche Funde zur Kenntnis der Organe der staatlichen Denkmalspflege zu bringen, so haben sie ihren Zweck voll und erfüllt.

Es handelt sich um sechs Skelette, welche in der uns gewöhnlichen, gestreckten Rückenlage von Osten nach Westen frei ohne Steinschuttschicht im Boden lagen, daß der Blick der Toten der aufgehenden Sonne entgegenging. Sie fanden sich nahe beieinander ohne oberirdische Kennzeichen und nicht in einer bestimmten Lage zueinander, auch nicht reihenweise angeordnet. Ihre recht flache Lage unter der Oberfläche, — sie wird auf 60—70 Zentimeter Tiefe angegeben — erklärt sich durch nachträgliche Abschnemmung von Erdrück den Gang gegen das benachbarte Dorf hinunter. Drei Skelette wiesen keine Beigaben auf. Bei einem fand sich an der Stelle des Leibes auf den Knochen liegend ein kleines Gefäß, bei einem anderen ein bronzener Ring und ein zweiter, leider nicht erhaltener, welcher offenbar aus Knochen gefertigt gewesen ist, und endlich bei dem sechsten Skelett eine Kette von Tonperlen um den Hals, ein löcheriger Krug auf der Brust und ein eisernes Messer über seiner Öffnung.

Die Zeitbestimmung der Funde stößt nicht auf Schwierigkeiten. Die Beigaben bekunden mit aller Sicherheit, daß die Bestattungen dem 6. und 7. nachchristlichen Jahrhundert angehören. Das eine der beiden Gefäße zeigt eine sehr charakteristische Rostkempel-

„Draußen gehts hüller und hüller zwischen Rot- und Grünmützen“, und man fühlt mit ihm, wie ihn das Heimweh erschüttert. — Zwei Wochen später schon, am 18. Dezember 1792, hatte Kraus ausgesitten. Auf seinen Wunsch hin wurde er auf dem Bestium seines Freundes (Graf v. Barf) nach kathol. Ritus beerdigt, in einem romantischen Tale am Gestade der Brunnsvit (Tivoli bei Stockholm), wo Kraus zu Lebzeiten so gerne weilte und komponierte.

Auf der Grabstätte steht seit 1846 ein Sandsteinmonument mit der poetischen Aufschrift (verdeutsch): „Hier das Irdische von Kraus; das Himmlische lebt in seinen Tönen.“ Sollen diese Worte zur Fronte werden, oder ist doch noch Hoffnung, daß wenigstens in deutschen Landen seine herrlichen Töne zu neuem Leben erweckt und lebendig erhalten werden?

Wenn mit diesen biographischen und musikgeschichtlichen Daten verjucht wurde, den fast in volle Vergessenheit geratenen Josef Martin Kraus dem Deutschtum im allgemeinen und unserer badischen Heimat im besonderen wieder in Erinnerung zu bringen, so wäre damit doch nur halbe Arbeit getan. Gilt es doch in erster Linie Krausens herrliche Werke durch Wiederbelebung unserem Volk und seiner Kunst näher zu bringen und zu klingendem Leben zu erwecken.

Ich habe mich deshalb mit allen in Betracht kommenden Stellen ins Benehmen gesetzt und fand auch endlich in den Archiven von Breitkopf & Haertel in Leipzig den letzten gedruckten Satz der im Verlag von Silberstolpe in Stockholm erschienenen Orchesterstimmen der berühmten Wiener G-moll-Sinfonie, die Haydn gewidmet ist und von diesem mit der Kapelle des Fürsten Esterhazy wiederholt in Wien aufgeführt wurde, ebenso in Paris im Concert Spirituel, sowie in Stockholm von der kgl. Hofkapelle.

Um mir den einmal gehobenen Schatz nicht entgehen zu lassen, erwarb ich diese Stimmen von Breitkopf & Haertel. Nun begann meine Arbeit.

Da in jener Zeit (1788) es noch keine gedruckten Partituren gab, mußte ich aus den vergilbten Stimmen eine vollständige neue Orchesterpartitur von etwa 70 Seiten konstruieren und außerdem für das ganze Orchester das erforderliche Stimmenmaterial, 230 Seiten, anfertigen; denn die gedruckten Stimmen werden der Badischen Landesbibliothek einverleibt und somit der Allgemeinheit zugänglich gemacht. Nun ist das Werk wieder vollständig und spielbar. Der Instrumentalverein Karlsruhe wird diese neueste Errungenschaft aus alter Zeit in dem Festkonzert gelegentlich seines 70-jährigen Bestehens im Herbst als Erstausführung in Deutschland bringen.

Zum Schluß möchte ich nicht unterlassen, des Mannes zu gedenken, dem wir die Wiederbelebung von Kraus und seiner Werke in erster Linie zu danken haben: Karl Friedrich Schreiber, Privatgelehrter in Bad Soden-Taunus, ist es, der 1912 eine Forschungsreise nach Schweden unternommen, um an den Quellen der Bibliotheken von Stockholm und Upsala Krausens Werke zu studieren, von den meisten Abschriften nahm, die er in 50 Bänden in selbstloser Weise seiner deutschen Heimat, der Staatsbibliothek Mühlhens übergab.

Ein ausführlicher Katalog Schreibers, der über 150 Werke Krausens umfaßt, befindet sich im „Archiv für Musikwissenschaft“ 1925 Heft IV und spricht von neuem für die Bedeutung dieses der Vergessenheit heimgefallenen deutschen Tonsetzers Josef Martin Kraus.

Friedhof des Dorfes Jöhlingen.

verzierung, welche von den spätrömischen Typereien im Argonernwald während des ausgehenden 8. und während des 4. Jahrhunderts angewendet worden und von dort aus auf jene jüngere Ware übergegangen ist. Auch die Doppelkegelform der beiden Gefäße und die Anbringung von Henkel und Ausguss an dem einen von ihnen sind sehr geläufige Erscheinungen. Der bronzene Ring dagegen ist eine seltener Form. Er ist ganz platt und hat offenbar nicht als Armschmuck gedient. Leider wird seine Verwendung nicht ganz geklärt, da der knöchernen Ring aus demselben Grabe, welcher darüber eine gewisse Auskunft geben könnte, nicht erhalten blieb. Immerhin ist es wahrscheinlich, daß er zum Schmuck des Gürtels einst gehört hat. Die konzentrischen Kreise und die Anwendung des Schrägschnittes in seiner einfachen geometrischen Verzierung bekunden auch seine Zugehörigkeit zu den Erscheinungen der genannten Zeit. Auch diejenigen Funde, welche schon vor Jahrzehnten in der unmittelbaren Nachbarschaft des jetzigen Platzes gehoben worden sind, fügen sich in dieses Bild ein; es handelt sich bei ihnen um ein kräftiges, eisernes, einschneidbares Hiebschwert und um eine eiserne Lanzenspitze. Sie befinden sich im Landesmuseum in Karlsruhe, welchem auch die neuen Funde zugeführt worden sind.

Nach dem Besagten stellen die neue Fundstücke eine nur unwesentliche Bereicherung des Formenkreises der Beigaben dar, welche wir aus den Gräbern des 6. und 7. Jahrhunderts nach Christus kennen. Ferner sind die Funde an einer Stelle zutage gekommen, welche bereits einmal Material aus ganz derselben Zeitstufe geliefert hat und die demgemäß in dem Inventarwerk der badischen Altertümer von E. Wagner (Fundstätten und Funde, II. Das Unterland, 1911) genannt ist. So wird mancher Leser sich vielleicht fragen, wie man die Nennung des Neuen in so ausführlicher Form rechtfertigen will; scheint sich doch offenbar kaum

etwas Neues aus den Funden des letzten Winters zu ergeben. Die Frage ist nicht ganz unberechtigt. Gewiß ist der Fundplatz uns schon bekannt gewesen; eine genauere Zeitstellung, als der bisherige Stoff sie uns gestattet hat, ermöglicht uns der neue auch nicht. Wir haben aber seit dem Erscheinen jenes Wertes gelernt, gerade die Funde der hier in Rede stehenden Zeit als ortsgeschichtliche Urkunden zu verwenden. Es handelt sich für uns bei den aus den Gräbern stammenden Beigaben um Zeugnisse aus der ältesten Zeit der ihnen benachbarten Dörfer, ja, das Alter der Friedhöfe gibt uns das Alter dieser Dörfer zu erkennen. Haben wir einen geschlossenen Friedhof, welcher dem 6. und 7. nachchristlichen Jahrhundert angehört, so bekundet er uns eine zugehörige Siedelung für dieselbe Zeit. Er gibt uns darüber hinaus aber die Frage auf, warum diese Siedelung zu einem bestimmten Zeitpunkt begonnen und zu einem anderen aufgehört hat zu bestehen. Und wenn Grund zu der Annahme vorhanden ist, daß die Siedelung länger bestanden hat, als der archäologisch nachweisbare Friedhof uns bekundet, dann muß versucht werden, die Umstände zu erkennen, welche zu der Verlegung des Begräbnisplatzes geführt haben.

Es ist eine recht wichtige Beobachtung, daß die Friedhöfe von der Art desjenigen nahe bei Jöhlingen, welche dem 6. und 7., teilweise auch schon der jüngeren Hälfte des 5. nachchristlichen Jahrhunderts angehören, in ganz Südwestdeutschland fast sämtlich bei Orten liegen, welche Namensformen mit dem Ausklang auf -ingen oder -heim haben, welche früh in der geschichtlichen Ueberlieferung, insbesondere in den Schenkungsbüchern der ältesten Klöster erscheinen, und welche recht große Bemerkungen aufweisen. Alle diese Umstände sprechen dafür, daß diese Siedelungen die Dörfer aus der Zeit der germanischen Besitznahme des Landes in den Jahrhunderten nach Abzug der Römer sind. Es liegt nahe, mit Hilfe der Reihengräberfriedhöfe, welche diesen Dörfern so regelmäßig unmittelbar benachbart sind, die Geschichte der Siedelungen über die älteste urkundliche Nennung rückwärts hinaus noch um einige Jahrhunderte zu verfolgen.

Auch Jöhlingen hat eine als „alt“ anzusprechende Namensform, hat eine ansehnliche Bemerkung und wird erstmalig im Jahre 1024 genannt: in villa Johanningon vocata in Pago creichingowe et partim in Funcenehgowo (in dem Ort namens Johanningon, welcher teils im Reichgau, teils im Pfinggau liegt). So wird uns der Friedhof bekundet, daß der Ort noch um einige Jahrhunderte älter ist als die geschichtliche Nachricht, daß er schon im 6. und 7. Jahrhundert bestand. Aber es drängen sich uns hier zwei Fragen auf, welche darum einer besonders sorgfältigen Antwort bedürfen, weil sie gewisse „Anstimmigkeiten“ zwischen geschichtlicher und archäologischer Ueberlieferung betreffen. Die eine: Es werden doch die -ingen-Orte als alemannisch angesehen, dann müßte doch der Friedhof etwas älter sein und wenigstens noch in das 5. Jahrhundert zurückreichen; und die andere: wie kommt es, daß ein Ort mit dem Namen des christlichen Johannes die Toten noch nach heidnischer Art mit Beigaben bestattet?

Gewiß sind die -ingen-Orte lange Zeit hindurch als alemannischer Entstehung angesprochen worden. Heute aber sind wir davon abgekommen, in jedem -ingen-Orte eine alemannische Gründung zu erkennen. Wir drücken unsere Ansicht heute in vorsichtiger Form so aus, daß wir sagen, bei den Alemannen war die Namensform auf -ingen längere Zeit hindurch besonders beliebt, während sie von den Franken weniger angewendet wurde. Umgekehrt sind längst nicht alle heim-Orte fränkischer Entstehung,

wie man oftmals angenommen hat, wenn auch die Franken vorzugsweise ihre Orte so benannt haben. Der Versuch einer zeitlichen Schichtung der frühgermanischen Orte in die ältere Gruppe derjenigen auf -ingen und die jüngere der heim-Dörfer lag für das nördliche Baden wohl recht nahe, als man noch glaubte, den einen Namen ausschließlich den Alemannen, den anderen lediglich den Franken zuschreiben zu dürfen. Waren doch hierzulande die Alemannen bis um 500 n. Chr. selbständig, und kam doch nach dem für sie unglücklichen Ausgang ihres Kampfes mit den Franken eine dünne fränkische Herrschaft in das Land. Heute denken wir aber, wie gesagt, anders über die Herkunft der beiden so charakteristischen Ortsbenennungen; sind wir doch auch neuerdings in der Lage, die Bodenfunde zur Klärung dieser Fragen heranzuziehen. So hat die im Gange befindliche Durcharbeitung der frühgermanischen Funde Württembergs die Feststellung ermöglicht, daß ein freilich noch kleiner Kreis von Friedhöfen des 4. und 5. Jahrhunderts in der unmittelbaren Nachbarschaft von heim-Orten liegt, welche demnach offenbar in der vorfränkischen Zeit des Landes entstanden sind. Und umgekehrt kommt es auch oftmals vor, daß ein Ort auf -ingen erst in fränkischer Zeit entstanden ist, wie es nach dem Ausweis des Jöhlinger Friedhofes auch für diesen Ort der Fall gewesen ist.

Der Ort Jöhlingen stammt also aus dem 6. Jahrhundert. Wie kommt es nun, daß er, der den Namen des christlichen Johannes trägt, noch auf heidnische Art sogar während des 7. Jahrhunderts die Toten mit Beigaben bestattet? Die Frage, wie weit die Toten der Friedhöfe dieser Zeit Christen gewesen sind, ist oftmals aufgeworfen worden. Nicht selten findet man an dem Schmuck dieser Toten christliche Symbole angebracht, und man hat hierauf die Auffassung gegründet, das Christentum sei bei diesen Leuten nur ein dünner Firnis gewesen. Wie es hiermit steht, müssen wir dahingestellt lassen; so etwas ist archäologisch kaum greifbar. Immerhin können wir heute folgendes sagen. Die Ausstattung der Gräber des 6. und 7. nachchristlichen Jahrhunderts mit Beigaben erfolgt nach selbstverständlicher alter Uebung. Denn der Tote hat nach geläufigem germanischem Rechtsbrauch Anspruch auf seinen Nachlaß. Später übernimmt die Kirche die Sorge für das Heil der Toten. Somit benötigt der Tote keine Beigaben mehr, diese werden der Kirche zugewendet und erscheinen nicht mehr in den Gräbern. Im Zusammenhang mit der Uebernahme der Fürsorge für die Toten wird man ihre Bestattung bei den Christen gefordert haben, und so wurden von einer bestimmten Zeit an die älteren Friedhöfe nicht mehr belegt. Dieser Uebergang in der Bestattungsform erfolgt in spätmittelalterlicher Zeit und steht mit der Christianisierung nicht in Zusammenhang, welche rund 200 Jahre eher erfolgt ist. Es ist auch nicht richtig, den Wechsel des Bestattungsplatzes mit der Christianisierung in Verbindung zu bringen. Viel eher ist er in einer späteren kirchlichen Organisation begründet, welche zu Beginn des zweiten Drittels des 8. Jahrhunderts durchgeföhrt wurde. Die alten Einwohner von Jöhlingen werden also, wie der Name ihres Dorfes es uns wahrscheinlich macht, Christen gewesen sein, wenn sie auch in der Art ihrer heidnischen Vorfäter den Toten die Beigaben mit in das Grab gelegt haben. Und wie dann mit der Uebernahme der Sorge für die Toten ihre Bestattung bei der Kirche unten im Tale inmitten des Dorfes gefordert wurde, da führte die Verlegung des Friedhofes auf dem Mehelsberge auf. Schließlich kam der Begräbnisplatz in Vergessenheit und der Pfusa gina über ihn hinweg.

Magda Fuhrmann / Ballade.

Als er Blanchefleur, sternhaft schöne, blonde Mädchenblume, zum ersten Mal sah, beziffert Romuald sofort: sie war es, von der er halb irr vor Sehnen sein ganzes Leben geträumt hatte. Die Helligkeit, die sie ausströmte, bestürzte ihn. Auf ihrer Stirn lag ein Licht, das er leidenschaftlich zu trinken begann und aus ihren Augen von mythisch grüner Farbe grüßte ihn das Sonnenreich neuer Hoffnung. Er wußte nicht, was er mehr anbieten sollte, die langen kornblonden Flechten oder die harfende Stimme, die das Süßeste und Heiligste war, das er noch je vernommen. Am meisten aber ergriß ihn die wehrlose, beinahe kindliche Einsamkeit dieses Mädchens. Sie standen in einer felsigen Landschaft, um sie schimmerte es in gesättigtem Grau, feste, abgeschlossene Töne, man meinte hier, die Seele des Steins wie aus der Tiefe vergangener Tage zu hören. Romualds Blick, in dem etwas von leidvollem Verbrechertum schlüpfte, ließ glühend einen Ruf an Blanchefleur ergehen: gib, o gib mir von deiner Herzensherrlichkeit! Er nahm das Mädchen bei der Hand, sie wanderten, die Wilder des Wegs wechselten, sie gelangten zu einem Fluß, in dem schweres Wasser entlang zog. Hier setzten sie sich nieder, einatmend in die Märchenluft dieses zwanghaften Tuns. Romuald hatte kein finstres, dennoch irgendwie dunkles Gesicht. Blanchefleur suchte in seinen Zügen nach der unentweichten Stelle, wo Gott war. Sie glaubte gefunden zu haben, darum blieb sie bei ihm. Ein frommer Bruder traute sie in aller Stille.

Blau schritt der Sommer über das Land. Romuald wollte immerzu vor Blanchefleur knien, denn er meinte, sie gehöre zu den Frauen, die den Mann nicht küssen, nur leise segen. Doch wider den eigenen Wunsch bohren die Speere seiner harten Blutflut in die reine, einsältige Mädchenseele. Die Tage zitterten in Licht, die Nächte in rotem Dunkel, die ganze Welt verschwand in

Trunkenheit, Traum und Tränen. Wenn der Morgen heraufkam, senkten Blanchefleurs Blicke sich vertrauensvoll in die brennenden Furchen von Romualds aufgewühlten Zügen, sie durfte den Glauben an ihn nicht verlieren, ach um zu glauben war dies Glück so geboren. Oft unternahm sie Mitte auf Romualds edelblütigem Ross, das in manchem Fürstenturnier gekochten. Romuald ritt und liebte wie der Sturm. Einst besaß er eine Burg, stolzes Ahnengut, doch stellten die Gefährten sie eines Nachts, sinnlos betrunken, in Brand, und als die Hähne krächten, war Romuald arm. Wie tollwütige Flammen erschienen die wilden Ritter und ihre Dirnen, Flammen, die naturverwandt wieder zu Feuer werden mußten, sie brannten fast alle auf, Kavaliers, Frauen, Sängler, Dienerschaft, auch der Narr und der bezaubernde Falkenpage, nur wenige konnten sich retten, unter ihnen Romuald. Dem Feuer entgingst du und bist trotzdem Flamme geblieben, sprach Blanchefleur erschauernd. — Wenn der Abend violett wurde, rasteten sie im Walde und teilten ihr karges Mahl, Romuald empfand die Größe völliger Bedürfnislosigkeit, Blanchefleurs Liebe trug und erhielt ihn. Durch den Wald ging ein Ton wie Nachtwind, fremde Tiergesichter blickten hinter Gebüsch hervor, ihre Schatten schwebten über mondbelichteten Pfaden. Wieder suchten Blanchefleurs Augen den Geliebten. Viel ist ihm geschehen, dachte sie, aber seine Seele kennt den Schmerz nicht. Das junge Weib, das scheinbar noch nichts Böses erlitten, es wußte um Not und Tod. Und dieses Wissen verließ Blanchefleur etwas Abseitiges, das sie von Romuald trennte.

Als der Herbst kam, zog Waffenlärm durch das ganze Reich, Romuald mußte in den Krieg. Im Herzen weinend blieb Blanchefleur zurück. Entweder kniete sie in dunkelgoldener Kirchenruhe, oder sie ging zu den Armlen und Geringsten, sie mußte das Er-

harmen, das in ihrem Wesen lag, irgendwie loswerden. Oft sah sie am braunen Wiesenrauh und liebte die letzten Blumen, die Kröte und altierten, die letzten. Winde entbrauten dem Wald, der Himmel hatte die Farbe von hartem, kaltem Eisen. Blanchefleur dachte an das Glück des Sommers, es presste ihr die Kehle zu. Warum war sie Romuald, trotz allem, fremd gelieben? Wie verbergen und leise sie sich auch gab, wünschte sie dennoch von ihm erraten zu werden. Am liebsten wäre sie eingeschlafen, hundert graue Jahre Schlaf. So lang dünkte sie die Trennung.

Bis zum Frühling tobte und schrie der Krieg, dann kehrte Romuald heim. Obgleich er heftige Wiedersehensfreude zeigte, warte Blanchefleur etwas völlig Neues, Herausforderndes in ihm, das ihr weh tat wie der Biss eines rauhen Tieres. Die keelenhafte Stelle seiner Hüfte, da wo Gott gewesen, die konnte sie auch nicht mehr finden. — Viele Wochen gingen hin. Es geschah, daß Romuald in grellen Blüthworten scherzte, ohne dabei froh zu sein, daß sein zerprüngenes Gesicht sich auf Blanchefleurs Herz feste wie eine Giftfliege auf Wunden. Ein saltiger Schmerz verlor ihr Antlitz. Sie begriff, daß Romualds Mund, heiß und grausam, bereits wieder nach der tiefen Verführung des Abenteurers hungerte, daß Gefahr und Schönheit des Lebens für ihn eins waren. Seine Augen wanderten in die Ferne, forderten, kahlten. War es nicht so, daß er jetzt seine frühere Art verhöhte, daß er damit sein eigenes Kind erschlug? Niemals würde er Blanchefleur erraten, er hatte ihr Mysterium entweiht: Ihr Licht schien für ihn ausgelöscht zu sein. Sie wagte nicht zu fragen, aber er fand den schauerlichen Mut, es ihr zu sagen. Gab jemand ihm den Befehl so zu reden? Gab jemand ihm auch mir die Erlaubnis? „In deiner Nähe bin ich wie totes Holz“, sprach er herrlich, „mache mich wieder leben und klingen oder schenke mir die Freiheit.“ Der ulerlose Gram in Blanchefleurs Blicken ließ ihn voll Sündenangst die Lider senken. Er verstand, daß er mit seinen Worten Werd verübte, daß er in tierischer Jacht schlecht sei, roh zapadend wie ein Geier und gemein, gemein wie das Leben selbst. Von der Stunde schwanden Blanchefleurs Kräfte. Wortlos, totverlassen sah sie vor dem Haustor im leeren Sonnenschein, während ihr Gatte böse vor sich hinbrütete. Bald vermochte sie nicht mehr aufzustehen.

In einer dunkeln, reifen Julinacht rief sie Romuald an ihr Lager, unter ihrer Decke war sie eine Geige hervor. Sterne blickten in das Gemach. „Ich bin dir nichts gewesen als lannische Spielart deines Blutes“, sprach sie mühsam, „daran sterbe ich. Doch will ich im Tode versuchen, dich wieder zum Leben und Blühen zu bringen. Dein Herz ist totes Holz wie diese Geige. Nicht weil es dir an Glück gebricht, sondern weil du den Schmerz nicht kennst.“ Dann hieß sie ihn ihre langen Flechten abzuweiden und aus dem Haar einen Hiedelbogen bilden. Er tat erkaunt wie sie befohlen. Als der goldene Bogen fertig war, harb sie.

Romuald ritt in die Welt hinaus. Die Geige barg er achtlos in sein Reisebündel. Während nun seine willigen Sinne einer feurigen Freude gehorchten, die ihn beim Abenteuern mit leichten Händen freizettelte, blieb er sich selbst innerlich irgendwie gleichgültig, ja unwert.

Einst rastete er in einem Wirtshaus, über dem die Unheimlichkeit völliger Verwahrlosung lag. Um so mehr überraschte es ihn, als eine schmuckbehangene Frau eintrat, wie wenn sie hier täglich verkehrte, und Romuald gegenüber Platz nahm. Ihr Gesicht trug wilde Prägung, in den Augen stand Auf und Ab, wie ein Schicksal aus. Der glütige Wein, die schweren Scherze der umherstehenden Männer, das Lächeln der Schönen, verbunkelten Romualds Kopf. Wer bist du, frag er, bereit schon zu Selbstverlust. Sie ist unsere Landesmutter, rief es im Kreise. Königin, aber Hexe, jauchte das junge Weib, daß du es mir weißt, Ritter, ich komme von einem Scheiterhaufen.

Noch in derselben Nacht entführte Romuald sie dem alternden Königsamahl. Eine heiße Nacht, selbst Mond und Sterne schienen fiebriß zu brennen. Blanchefleur ist tot, dachte Romuald, wenn verrate ich durch meine Kisse?

Er wußte nicht, wie lange die Königin sein Blut getrunken, aber eines Morgens besand er sich auf einem Strohlager in dem nämlichen, elenden Wirtshaus. Die hohe Frau war zu ihrem Gatten ins Schloß zurückgezogen, nachdem sie den Fürstenschmuck mit Romuald verzehrt und verspielt. Von stolzen Zinnen lachte sie ihn aus und befahl, in Ueberschlechtigkeit, die bittigsten Schweifhunde auf ihn zu heben. Konnte er es anders erwarten von dieser Frau, hart und ohne Wunder? Mit einem Mal erschien ihm Blanchefleurs Ebenbild. Gnade, Gnade!

Abends nahm die Landstrake ihn wieder auf. Regen hatte die Wege aufgeweicht, dichter Nebel hüllte alles in etwas, das weiß und gleichzeitig dunkel war. Romuald schritt mühsam aus, Nebelschichten, Nebelketten, undurchdringlich, grauhaft. Es kam ihm vor, als ob ein Tier hinter ihm herliefe, er vernahm das leichtjohlige Sehen von Pantertagen, zwei Raubtieraugen glühten ihn an, die dreiften, atimmenden Augen der Königin. Vorwärts, heraus aus diesem Nebelarab! — In seinem Bündel besaß er nun nichts mehr als die Geige. Hin und wieder hatte er versucht, mit dem goldenen Bogen aus Blanchefleurs Haar über die Saiten zu streichen, doch blieb die Geige stumm. Nun drückte er sie an seine Brust, ihm war als schliefe Blanchefleurs Stimme in den schweigenden Saiten. Tränen ergossen sich über sein Antlitz, durfte er diese Stimme hören! Müde machte ihn das hemmungslose Rogabundeleben, Sehnsucht, wie er sie nie empfunden, zerschürte ihm die Kehle. Hatte er sein ganzes Dasein nicht irgendwie vorbeigelebt? Ist nicht alles ein unermessliches Mißverstehen gewesen? Er jagte weiter. Gib mir Antwort, Blanchefleur, laß mich deine süße, heilige Stimme hören! Das war schon kein Wünschen mehr, das war Besessenheit, er begriff nichts als den einen, stammelnden, wühlenden Willen: Blanchefleur zu hören! Nur durch ihn fühlte er sich noch dem Leben zugehörig.

Die Nebel begannen abzunehmen, rund und klar stand der Mond über dem feuchten Land. Im silbernen Dampf erblickte Romuald einen Weg, einen Fluß: einmal haben wir hier gegessen, Blanchefleur, einmal sind wir glücklich gewesen.

Schmer zog das Wasser wie damals. Wenn der Mond hineinschien, strahlte es auf, doch Volkenshatten verbunkelten es wieder. Ziehendes Wasser, nimm mich mit — laß mich sterben in deinem kühlen Schoß — — Bis hier hatte Romuald bloß Leidenschaften gekannt, am hülsenlosen Weh begriff er, daß er auch ein Herz besaß. Sterben, Geliebte, sterben —

Wie unter einem Zwang strich er mit dem goldenen Haarbogen noch einmal über die Saiten. Anabenhaft schen ging sein Bogen und kindhaft gläubig. Vergib, Blanchefleur, o vergib! Antworte mir durch die Geige und dann mag das schwere Wasser mich aufnehmen. Von seiner Neue wie erschlagen stammelte er noch einmal: Vergib!

Und siehe, die Geige begann zu singen. Blanchefleur sang in ihr. Er fühlte ihre feinen Hände, die ihn leise segneten, er trank das Licht ihrer Seele, das ihm verzieh. Wohl war sein Herz totes Holz gewesen wie diese Geige, doch der Schmerz erweckte es, daß es Klang und brannte in neuem, erschüttertem Leben. Mit der Haltung eines Geweihten geigte Romuald die ganze Nacht, er geigte der Sonne entgegen. Des Morgens scharte das Volk, stumm vor Berührttheit, sich um ihn. Seine Züge schienen von Grund aus umgeschaffen, Lebenskraft lag in seinem Auge, das Antlitz zitterte vor glühendem, inneren Lauschen auf alles, was Blanchefleur ihm durch die Geige kund tat. In einer Nacht war er zum größten Spielmann seiner Zeit geworden.

Selbstamerweise blieb er nicht an der Stätte, wo er einst mit Blanchefleur gewohnt. Er empfand sich als so reich, daß er seine Schätze in alle Länder und Städte hinaustragen mußte. Was Blanchefleur ehemals in sein totes Herz gesät, wuchs jetzt neugestaltet zu Ton und Klang, schenkte strömend und schüttete Selbheit in der Menschen Seelen. So gab Ritter Romuald seinem Leben die Ehre wieder. Nie verweilte er lange an demselben Ort und nie wurde er vergessen, wo er gerastet. Denn wer die Geige mit dem goldenen Bogen einmal gehört, der hörte sie für immer.

Franz Sales Meyer / Lac Lamaix.

Stillverträumt vor feiler Halde
Hoch im welschen Wasganwalde
Siegt ein kleiner See,
Wenn im Tal die Glocken tönen,
Hebt er dreimal an zu köhnen:
Wehe, wehe, weh!

Jungvolk hat sich eingefunden,
's Kirchlein steht ihm gut dort dranien;
Tanzen wäre fein!
Kommt ein Spielmann, spielt da leise
Eine wunderbare Weise
In den Tag hinein.

Spielt und freut sich, wie sie lauschen,
An dem Zauber sich bewandien,
Der die Seele packt.
Dann ein Tanz! Die Saiten schmettern
Und die Doppelgriffe ketteln
Lockend in den Takt.

Nach der keden, wilden Weise
Zieht das Büßlein seine Kreise,
Tanzt noch fort im Wirbelwogen,
Als der Spielmann sich verzogen,
Bis zur Geisterstund'.
Donner verpölkert und Blitze vergluten
Felsen versinken und Wasser in Fluten
Springt aus dem Grund. —

Wo bereinst die blumenfette,
Tanzumtollte Spielmannsmatte
Tag — da träumt der See.
Seltsam hebt er an zu singen,
Wenn im Tal die Glocken klingen:
Wehe, wehe, weh!